

Ulrich Gebhard

Kind und Natur

Die Bedeutung der Natur
für die psychische Entwicklung

5. Auflage

Kind und Natur

Ulrich Gebhard

Kind und Natur

Die Bedeutung der Natur
für die psychische Entwicklung

5., aktualisierte Auflage

Ulrich Gebhard
Universität Hamburg
Hamburg, Deutschland

ISBN 978-3-658-21275-9 ISBN 978-3-658-21276-6 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-21276-6>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 1994, 2001, 2009, 2013, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Stefanie Laux

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Vorwort zur 5. Auflage

Seit dem ersten Erscheinen von „Kind und Natur“ im Jahre 1994 hat sich die nationale und auch internationale Forschung auf diesem Gebiet sehr entwickelt und ist kaum noch zu überschauen. Die damit verbundene Vielfalt habe ich mit der nun vorliegenden 5. Auflage zum Anlass genommen, die sehr verzweigte Forschungsaktivität zu den verschiedenen thematischen Akzenten (Naturerfahrung, Tiere, Pflanzen, Landschaften, Gesundheit, Ästhetik, Naturbeseelung, Angst, Tod, ökologische Krise u.v.m.) in einem Buch zu versammeln und aufeinander zu beziehen.

Ich danke dem Verlag für die erneute Aufnahme in das Programm und Viktoria Böther für das sorgfältige Lektorat.

Hannover, im Mai 2020

Ulrich Gebhard

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Die psychische Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt	7
2.1	Ein dreidimensionales Persönlichkeitsmodell als Bezugsrahmen	7
2.2	Zur Psychoanalyse der nichtmenschlichen Umwelt	11
2.2.1	Verbundenheit zwischen Mensch und nichtmenschlicher Umwelt	12
2.2.2	Differenzierung und das Bedürfnis nach „Objekten“	16
2.2.3	Die Situation bei Erwachsenen	21
2.3	Der Mensch als „animal symbolicum“	23
2.4	Naturerfahrungen als Übergangsphänomene	29
2.5	Zur Entsprechung von innerer Natur und äußerer Natur: Naturverhältnis und Selbstverhältnis	33
3	Was ist „Natur“?	37
3.1	Aspekte des Naturbegriffs	37
3.2	Zum Naturbegriff von Kindern	42
3.3	Natur als sinnstiftende Idee	45
3.4	Systematisierungsversuche	47
4	Die Beseelung der Natur	51
4.1	„Johann, der Spitzwegerich“	51
4.2	Animistisches und anthropomorphes Denken bei Kindern	52
4.3	Abbau der animistischen Denkhaltung durch Erziehung und Schule	60
4.4	Psychoanalytische Betrachtungen: Primärer Narzissmus und Naturbeseelung	61
4.5	„Subjektivierung“ und „Objektivierung“	65
4.6	Bewusster Umgang mit Anthropomorphismen	68

5	Zur Funktion von Naturerfahrungen in der Kindheit	79
5.1	„Brauchen“ Kinder Natur?	79
5.2	Beobachtungen und Befunde zu Naturerfahrungen in der Kindheit	84
5.3	Angst vor und in der Natur	96
5.4	Brachen und „Naturerfahrungsräume“	99
5.5	Zum Zusammenhang von Natur- und Sozialerfahrungen	111
6	Zur Bedeutung der Naturästhetik	115
6.1	Naturästhetik bei Kindern?	116
6.2	Ästhetisierung als Moralisierung	119
6.3	Kulisse und Atmosphäre	122
6.4	Das Naturschöne als Element eines guten Lebens	124
7	Naturerfahrung und Gesundheit	127
7.1	Natur als Therapie?	127
7.2	Ausgewählte empirische Befunde	129
7.3	Synergien von Naturerfahrung und Bewegung	133
7.4	Natur als salutogener Faktor: Symbolische Valenzen von „Natur“	135
8	Naturerfahrung und Umweltbewusstsein	141
8.1	Naturbeziehung und Naturverbundenheit	141
8.2	Naturerlebnisse und Umweltbewusstsein	144
8.3	Naturerlebnis und Reflexion	148
9	Anthropologische Aspekte des Mensch-Natur-Verhältnisses	153
10	Kinder und Tiere	163
10.1	Die emotionale Bedeutung von Tieren	163
10.2	Empirische Hinweise zu den Wirkungen von Heimtieren auf Kinder	169
10.3	Welche Tiere werden von Kindern besonders geschätzt?	177
10.4	Die besondere Beziehung von Mädchen zu Pferden	184
10.5	Welchen Begriff haben Kinder vom Tier?	189
10.6	Tierquälerei	196
10.7	Therapie mit Tieren	200
10.8	Kinder und Nutztiere	205
10.9	Zum Problem der Anthropomorphisierung von Tieren	210
11	Angst und Ekel vor Tieren	213
11.1	Bei welchen Tieren verspüren Kinder Angst und Ekel?	213
11.2	Angeborene Dispositionen für Angst vor Tieren	223
11.3	Psychoanalytische Ansätze	227
11.4	Bemerkungen zum Ekel	232

11.5	Zum pädagogischen Umgang mit Angst und Ekel	235
12	Kinder und Pflanzen	241
12.1	Das Interesse von Kindern an Pflanzen	242
12.2	Zur Lebendigkeit von Pflanzen in der kindlichen Vorstellung	247
12.3	Die emotionale Bedeutung von Pflanzen	251
12.4	Anthropomorphes Verständnis von Pflanzen	255
13	Kind und Tod	261
13.1	Tod, Verdrängung und lebendige Natur	261
13.2	Tot oder lebendig? Zum Lebensbegriff von Kindern	263
13.3	Das kindliche Todesverständnis	271
13.4	Angst vor dem Tod	280
13.5	Formen kindlicher Trauer	284
13.6	Zum pädagogischen Umgang mit dem Thema Tod und Sterben	287
14	Zur Wahrnehmung und psychischen Verarbeitung der Umweltzerstörung ..	291
14.1	Angst, Verdrängung, Gelassenheit, Verantwortung. Reaktionsweisen auf die ökologische Krise	291
14.2	Empirische Befunde zur Wahrnehmung der ökologischen Krise bei Kindern	293
14.2.1	Angst und Bedrohung: Wahrnehmung der Umweltsituation in den 80er Jahren	293
14.2.2	Zukunftsoptimismus und Pragmatik: Die Wahrnehmung der ökologischen Situation in den 90er Jahren und zu Beginn des neuen Jahrtausends	295
14.2.3	Aktivität: Umweltengagement in Zeiten von Fridays for Future ..	298
14.3	Kinder und Umweltzerstörung. Psychodynamische Überlegungen	302
14.3.1	Die Wahrnehmung der Umweltsituation und die Angst davor werden oft abgewehrt	302
14.3.2	Die Umweltzerstörung hat psychische Folgen, auch wenn sie nicht bewusst wahrgenommen wird	306
14.3.3	Identifikation mit Naturphänomenen	308
14.3.4	Die Bedeutung von ökologischem Wissen	310
14.3.5	Exkurs: Todesverdrängung und Umweltzerstörung	316
14.3.6	Die ökologische Krise beeinflusst das Verhältnis zwischen den Generationen	322
15	Ein Gespräch über Bäume	329
	Literatur	339



*Wir sind so gern in der Natur, weil
diese keine Meinung über uns hat.*

(Friedrich Nietzsche)

*Natur ist für mich, wenn die Vögel singen, die Sonne scheint,
und wenn es ab und zu auch mal regnet, wenn man baden
gehen kann, die Bäume schön blühen, wenn überall Nester
drauf sind – das stell' ich mir unter Natur eigentlich vor.*

(Stefan, 7 Jahre)

Angesichts der ökologischen Situation und der öffentlichen Diskussion darüber ist es keine Frage mehr, dass der Mensch als Teil der Natur unmittelbar im materiellen, biologisch-ökologischen Sinn mit dem Zustand der Natur verknüpft ist und dass die Zerstörung der Natur auch die konkreten materiellen Lebensbedingungen der Menschen einschränkt und die Gesundheit gefährdet (Gundermann 1997). Luftverschmutzung, Wasserzustand, Waldsterben, Gifte in Nahrungsmitteln sind hierfür nur Stichworte. Kinder leiden daran im auch medizinischen Sinne in besonderer Weise.

Darum geht es in diesem Buch nicht. Es geht vielmehr um die psychische Seite dieses grundlegenden ökologischen Zusammenhangs, und zwar, wie er sich in der Entwicklung von Kindern darstellt. Schon Alexander von Humboldt wollte bei der Erforschung der Natur „nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen“, sondern hatte die Vorstellung, die Natur auch so zu erforschen, „wie sie sich im Inneren der Menschen abspiegelt“ (Humboldt 1845). Dass äußere Natur psychisch wirksam ist, also eine Bedeutung auch für die psychische Entwicklung hat – so der Untertitel des vorliegenden Buches –, ist nur auf den ersten Blick eine triviale Aussage. Auf den zweiten Blick entpuppt sie sich nämlich als eine Fragestellung, die in besonderer Weise der Erklärung und Differenzierung bedarf. Vor allem wissen wir wenig darüber, von welcher Art und Qualität die nichtmenschliche „äußere Natur“ sein sollte, um die Entwicklung der „inneren Natur“ des Menschen zu fördern. Darüber, wie die menschliche Umwelt in den ersten Lebensjahren aussehen sollte, wissen wir mehr, beispielsweise, dass dazu eine haltende Atmosphäre (Winnicott 1974) und verlässliche Bezugspersonen gehören.

Dieses Buch behandelt die Frage, welche Bedeutung „Natur“ im Leben von Kindern bis etwa zur Pubertät hat. Dazu werden theoretische Annahmen und empirische Forschungsergebnisse zusammengetragen, und es wird diskutiert, wie sich äußere lebendige Natur psychisch vermittelt und auch, wie sich ein entsprechender Mangel auswirkt. Diese Fragestellung enthält dreierlei Implikationen:

1. Erstens eine phänomenologische: Welchen konkreten Naturphänomenen wenden sich Kinder zu, welche bevorzugen sie, von welchen wenden sie sich ab, vor welchen haben sie Angst, usw. Es geht bei diesen Überlegungen um den Bezug zur äußeren Natur. Das kindliche Verhältnis zur eigenen Natur, das Verhältnis zum Körper beispielsweise, wird hier nicht behandelt. Es geht um äußere lebendige Naturphänomene (zum Naturbegriff siehe Kapitel 3).
2. Zweitens eine psychologische: Welche innere, psychische Bedeutung haben äußere Naturphänomene? Hierbei wird untersucht, in welcher Weise „Natur“ psychodynamisch als Symbol verwendet wird und wirkt. Dieser Aspekt der Fragestellung, nämlich wie sich Natur symbolisch „im Inneren der Menschen abspiegelt“ (Humboldt), ist das zentrale Thema dieses Buches, wobei auch darzulegen und zu begründen sein wird, dass „Natur“ tatsächlich in psychischer (und nicht nur in biologisch-ökologischer) Hinsicht für den Menschen bedeutsam ist (siehe vor allem Kapitel 2). Wegen des besonderen Stellenwerts der frühen Kindheit, mit deren Verständnis auch spätere Lebensabschnitte besser verstanden werden können, steht dabei die Situation von Kindern im Mittelpunkt.
3. Drittens schließlich ist die Fragestellung auch von praktischer Bedeutung. Das gilt für die Familienerziehung gleichermaßen wie für andere Bereiche: vom Kindergarten über Stadt- und Landschaftsplanung bis zum Biologieunterricht in den Schulen. Die Frage nach „Naturbeziehungen“ ist bedeutsam für den Städtebau, die Landschaftsplanung, die Architektur von öffentlichen wie privaten Gebäuden, für therapeutische Anwendungen wie tiergestützte Therapie oder Gartentherapie. Sie ist auch wichtig für die Reflexion der psychischen Bedingungen für den Naturschutz.

Das kindliche Verhältnis zur Natur soll dabei nicht vorschnell unter dem Blickwinkel pädagogischer oder anderer anwendungsbezogener Ziel- und Wunschvorstellungen betrachtet werden. Das Thema „Kind und Natur“ ist zwar für die Pädagogik von Belang, es wird hier jedoch primär als ein psychologisches behandelt, das das Verhältnis von Kind und lebendiger Natur beleuchtet und erst sekundär auf Anwendungsfelder bezogen wird. An geeigneten Stellen wird allerdings auch auf pädagogische Implikationen und Konsequenzen hingewiesen. Die Frage, welche psychische Bedeutung Naturphänomene in der kindlichen Entwicklung haben, ist gerade für diejenigen relevant, die im Hinblick auf das Verhältnis zu und das Interesse für Natur pädagogisch wirken wollen. Für die Umwelterziehung und den Biologieunterricht beispielsweise ist es von zentraler Bedeutung, die psychologischen Bedingungen zu verstehen, die der (auch kognitiven) Beschäftigung mit Natur zugrunde liegen. Insofern soll die vorliegende Studie auch für solche Belange eine Grundlage sein. Bereits in den fünfziger Jahren hat Plötz (1970) hierzu ein kleines

lesenswertes Bändchen vorgelegt, das vor dem Hintergrund theoretischer Annahmen vor allem von Piaget psychologische Beobachtungen als Grundlage der „Naturkunde in der Volksschule“ zusammenstellt. Plötz legt seine Ausführungen entwicklungspsychologisch (im Sinne einer Phasenlehre) an und überlegt, „welche Interessen und welche Weisen der Gegenstandserfassung“ im Hinblick auf die Gegenstände des naturkundlichen Unterrichts in den Kindern „jeweils zur Entfaltung drängen“ (Plötz 1970, S. 7). Eine solche „Entwicklungspsychologie“ wird hier nicht versucht. Vielmehr werden einzelne zentrale Aspekte des kindlichen Naturbezugs vor dem Hintergrund theoretischer Vorannahmen reflektiert und auch miteinander in Beziehung gesetzt.

In dem vorliegenden Band geht es vor allem um den emotionalen Bezug zur Natur und nicht so sehr um das (kognitive) Interesse an Natur beziehungsweise an naturwissenschaftlichen Themen, wengleich natürlich beide Aspekte letztlich zusammengehören und aufeinander bezogen werden müssten (vgl. Gebhard 1988 a und b, Löwe 1987). Es geht also eher um die Beziehung (beispielsweise) zu Heimtieren oder zu Pflanzen als um das Interesse an (beispielsweise) Photosynthese oder Evolutionslehre. Die Fragestellung, welche psychische Funktion beziehungsweise welchen Stellenwert (äußere) Naturphänomene für Kinder haben, ist zunächst auch abgekoppelt von der Absicht, ihnen etwas beizubringen. Es gilt zunächst, sie zu verstehen. Diese Eingrenzung hat allerdings den Vorzug, dass die kindliche Beziehung zu Naturphänomenen (Tiere, Pflanzen, Wälder, Wiesen, zerstörte Umwelt) zunächst als ein Thema behandelt werden kann, das eine grundlegende Frage menschlichen Lebens betrifft, nämlich das psychische Verhältnis des Menschen zur Natur – eine Frage, die in der traditionellen Psychologie lange Zeit nicht einmal gestellt wurde (siehe Kapitel 2).

Es kommt also vor jeder politischen oder umwelterzieherischen Zielsetzung darauf an, zu erkunden und zu sehen, welche Beziehung Kinder überhaupt zu lebendigen Naturphänomenen haben. Dabei ist die spontane Geste in den kindlichen Naturkontakten unbedingt zu achten, geradezu zu schützen. Deshalb ist das „Atmosphärische“ beim Spielen in der Natur weitaus wichtiger als alle möglichen biologischen, umweltpädagogischen oder sonstigen Lernprozesse, die natürlich auch in der Natur möglich sind. Bildungsprozesse in der Natur setzen vor allem auf Persönlichkeitsbildung und -stärkung, indem sie die besagte spontane Geste des Kindes und damit sein Autonomiebedürfnis nicht ins Leere laufen lassen. So besteht ein wesentlicher Wert von Naturerfahrungen in der Freiheit, die sie vermitteln können. Es ereignet sich die Wirkung von Natur nämlich vor allem beiläufig und nebenbei.

Kinder machen Erfahrungen mit der Natur unabhängig von jeder pädagogischen Einflussnahme. Sie spielen im Wald, klettern auf Bäume, bauen sich Buden, kümmern sich um ihre Katze oder gießen Blumen, haben aber auch Angst vor bellenden Hunden, vor Spinnen, ekeln sich vor Würmern, sind traurig angesichts des Todes eines Heimtieres. Kinder machen auch dann Erfahrungen mit der Natur, wenn diese – wie in den „unwirtlichen Städten“ (Mitscherlich 1965) – zerstört oder nur reduziert oder verkümmert vorhanden ist. Auch hier gibt es (beispielsweise) Hinterhöfe, Insekten, Pflasterritzenvegetation, Hunde.

Ein Anliegen dieses Buches ist es somit, Beobachtungen und Befunde darüber zusammenzustellen, welche psychische Bedeutung Naturphänomene im Leben der Kinder haben. Die Daten, die es hierzu gibt, stammen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen (Architektur, Forstwissenschaft, Landespflege, Gartenbau, Städteplanung, Tiermedizin, Ethologie, Ethnologie, Medizin, Psychologie, Psychotherapie, Soziologie, Biologie, Erziehungswissenschaft, Didaktik). Seit der 1. Auflage dieses Buches sind hierzu eine Reihe von Reviews und andere systematische Darstellungen erschienen (z. B. Gill 2014, Huppertz/Schatanek 2015, Raith/Lude 2014, Späker 2017, Weber 2016).

Die Aufgabe besteht zunächst darin, diese vorliegenden Befunde systematisch zu sammeln und aufeinander zu beziehen. Darüber hinaus werden diese Beobachtungen und Befunde theoretisch reflektiert und eingeordnet. Das Thema „Kind und Natur“ wird dabei auch als ein Kapitel der Umweltpsychologie behandelt. Vor allem vor dem theoretischen Hintergrund der Psychoanalyse wird versucht, die vielfältigen, zum Teil widersprüchlichen Befunde zum Verhältnis von Kindern zu Naturphänomenen zu systematisieren. Vieles spricht dafür, dass das menschliche Verhältnis zur Umwelt und zur lebendigen Natur in weiten Teilen unbewusst ist (vgl. Ittelson et al. 1977); insofern kann die Psychoanalyse, die sich systematisch mit dem Unbewussten befasst, einen geeigneten begrifflichen Rahmen bieten, Aspekte des menschlichen Verhältnisses zur Natur zu beschreiben. So soll im Folgenden auch versucht werden, die Psychoanalyse für ökopsychologische Fragestellungen zu erschließen. Dass das menschliche Verhältnis zur Natur im Wesentlichen als ein unbewusstes angesehen werden muss, wird übrigens sowohl in der Umweltpolitik (Steurer 1998) als auch in der Umweltpädagogik zwar gesehen, aber viel zu wenig beachtet (Holfelder/Gebhard 2016). Sonst könnte nämlich der Stellenwert rationaler Einsicht in beiden Feldern nicht so überschätzt werden. Nun hat sich die Psychoanalyse (bislang) vor allem mit der Genese und Dynamik intra- und interpsychischer Prozesse beschäftigt und nur wenig mit der psychischen Funktion der nichtmenschlichen Umwelt. Unter „Objekten“ werden im Rahmen der Psychoanalyse immer Personen verstanden. Deshalb wird, bevor wir ab Kapitel 4 zur psychischen Bedeutung von einzelnen Naturphänomenen kommen, zunächst ein theoretischer Rahmen darüber geschaffen, welche Bedeutung überhaupt die nichtmenschliche Umwelt in der psychischen Entwicklung hat. Auf der Grundlage dieser theoretischen Vorklärungen können dann einzelne Aspekte des kindlichen Naturbezugs behandelt werden.

Zum Aufbau des Bandes

Zunächst soll erörtert werden, welche psychische Bedeutung die nichtmenschliche Umwelt (im Unterschied zur menschlichen) für den Menschen hat (Kapitel 2). Es werden Grundannahmen der ökologischen Psychologie und Positionen der Psychoanalyse zusammengestellt und zum Teil miteinander verknüpft. Dabei werden zusätzlich über die Psychoanalyse hinausgehend symboltheoretische Grundannahmen expliziert. Diese Überlegungen haben im Gesamtzusammenhang des Buches die Funktion, die Annahme, dass „Natur“ auch psychisch bedeutsam ist, theoretisch zu fundieren. Nur so können nämlich im Weiteren plausible Annahmen darüber formuliert werden, welchen psychischen Wert

einzelne Naturphänomene haben. Eine besondere Rolle wird dabei der Ansatz von Searles spielen, außerdem symboltheoretische Ansätze.

Oft wird, wenn es um die Bedeutung von Naturerfahrungen geht, der Begriff „Natur“ gleichsam als Zauberformel oder geradezu als Werbeträger benutzt, was „Natur“ sozusagen vor jeder Reflexion als „gut“ erscheinen lässt. Um dieser Gefahr zu entgehen, werden in Kapitel 3 einige Aspekte des Naturbegriffs zusammengestellt. Dabei wird der ästhetisch-symbolische Aspekt des Naturbegriffs als für unsere psychologische Fragestellung besonders geeignet herausgestellt.

Das 4. Kapitel dient der Reflexion des Phänomens, dass Kinder (und übrigens auch Erwachsene) dazu neigen, Naturphänomene animistisch zu besetzen, zu beseelen; vor allem Tiere und ihre Verhaltensweisen werden oft auf anthropomorphe Weise interpretiert. Die „Beseelung der Natur“ wird vor dem Hintergrund der im 2. Kapitel entfaltenen Zusammenhänge über die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt, empirischen Animismusstudien und psycho-analytischer Annahmen zum primären Narzissmus auf eine neue Weise interpretiert. Als Ergebnis wird damit ein neuer, reflektierter Umgang mit Anthropomorphismen nahegelegt, der anerkennt, dass in Anthropomorphismen nicht nur ein (manchmal unangemessenes) Verständnis von Naturphänomenen, sondern auch eine emotionale Beziehung zu ihnen zum Ausdruck kommt, die ihrerseits auch eine Bedingung sowohl für Erkenntnis als auch Anerkenntnis von der Natur ist.

Im 5. Kapitel werden zahlreiche Untersuchungen darüber zusammengetragen, welchen psychischen Wert Naturerfahrungen in der Entwicklung von Kindern haben. Es geht dabei um die These, dass Kinder auf das Fehlen von natürlichen Elementen auch seelisch besonders empfindlich reagieren beziehungsweise positiv formuliert, dass Naturerfahrungen für Kinder psychisch besonders stimulierend sind.

Im 6. Kapitel geht es um die kontrovers diskutierte Frage, welche Bedeutung das „Natureschöne“ bereits für Kinder hat. Ausgehend von Kants These, dass eine Versenkung in die als schön empfundene Natur gewissermaßen zu einer Veredelung des Menschen führe, wird unter Berücksichtigung von empirischen Befunden die für Kinder zentrale Funktion des aktiv-handelnden Umgangs mit der Natur mit naturästhetischen Kategorien in Beziehung gebracht.

Immer wichtiger werden im Naturdiskurs gesundheitsbezogene Argumente. Der Zusammenhang von Naturerfahrung und psychischer wie physischer Gesundheit wird im 7. Kapitel behandelt. Auch hier kann auf eine Vielzahl von empirischen Studien zurückgegriffen werden. Die gesundheitsförderliche Wirkung von Naturerfahrungen wird interpretiert vor dem Hintergrund des Konzepts der Salutogenese.

Häufig wird eine Verbindung (vor allem in der sogenannten Erlebnispädagogik) hergestellt zwischen positiv getönten Naturerfahrungen vor allem in der Kindheit und einer besonderen Wertschätzung von Natur. Dieser Zusammenhang von Umweltbewusstsein und Naturerfahrung wird im 8. Kapitel (kritisch) hergestellt. Dabei wird die besondere Bedeutung intuitiver und emotionaler Zugänge zur Natur theoretisch ausgeleuchtet.

Im Anschluss daran werden einige anthropologische und evolutionsbiologische Vorstellungen bzw. Argumente für die Notwendigkeit von Naturerfahrungen kritisch diskutiert (Kapitel 9).

In den folgenden Abschnitten geht es dann um konkrete Naturphänomene: Tiere (Kapitel 10) und Pflanzen (Kapitel 12). Befunde aus den unterschiedlichsten Bereichen werden zusammengetragen, um den Wert von Pflanzen und Tieren im kindlichen Leben zu beschreiben. Kapitel 11 widmet sich dem Thema „Angst und Ekel vor Tieren“, wobei vor dem Hintergrund von empirischen Studien über die Objekte der Angst und des Ekels einerseits und der psychoanalytischen Angsttheorie und einigen theoretischen Anmerkungen zum Phänomen des Ekels andererseits auch einige Thesen zum (pädagogischen) Umgang mit Angst und Ekel entwickelt werden.

Man kann sich nicht mit der lebendigen Natur befassen, ohne dass dabei das Gegenteil – der Tod – zumindest unbewusst ständig präsent ist. Deshalb wird in Kapitel 13 das kindliche Todesverständnis thematisiert; ebenso werden kindliche Formen von Trauer reflektiert. Diese Ausführungen dienen zugleich als Grundlage für Kapitel 14, in dem über kindliche Vorstellungen, Wahrnehmungen und Verarbeitungsformen der Umweltzerstörung, des „Sterbens der Natur“, nachgedacht wird. Die „Fridays for Future“-Bewegung ist dafür ein aktuelles Beispiel und wird in diesem Kapitel auch ausführlich berücksichtigt werden. In der Tendenz lassen die Befunde den Schluss zu, dass Kinder den Zustand der äußeren Natur wahrnehmen beziehungsweise spüren und dass sie damit auch Angst verbinden. In einem längeren abschließenden Abschnitt wird versucht, die Befunde zur Wahrnehmung und der Umweltzerstörung unter Bezugnahme auf die psychoanalytische Verdrängungslehre, der Umweltbewusstseinsforschung und pädagogische Möglichkeiten zu reflektieren. Es wird sich dabei zeigen, dass Kinder aufgrund ihrer Sensibilität gegenüber der menschlichen und nichtmenschlichen Umwelt sehr deutliche Hinweise geben, welche (seelischen) Folgen die Distanzierung und Entfremdung von der Natur hat. Ein Anliegen des vorliegenden Buches ist es, über diese Signale nachzudenken.

Gewissermaßen als Schlusswort wird am Ende des Buches ein Kindergespräch über Bäume in einigen Auszügen vorgestellt und vor dem Hintergrund der Gedanken aus den verschiedenen Kapiteln des ganzen Buches zum Verhältnis von Kindern zur Natur interpretiert.



Die psychische Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt

2

2.1 Ein dreidimensionales Persönlichkeitsmodell als Bezugsrahmen

Die Persönlichkeit des Menschen wird in den meisten psychologischen Schulen als das Ergebnis der Beziehung zu sich selbst und der Beziehung zu anderen Menschen verstanden. In der jeweils aktuellen Persönlichkeitsstruktur verdichten sich nach dieser Auffassung die Erfahrungen mit sich selbst und den anderen; die nichtmenschliche Umwelt – also Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Natur, Landschaft, Bauten – spielt in einem solchen zweidimensionalen Persönlichkeitsmodell (vgl. Krampen 1987) keine oder jedenfalls nur eine untergeordnete Rolle.

In zweidimensionalen Persönlichkeitsmodellen hängt nämlich die psychische Entwicklung vor allem von der Art und Qualität der menschlichen Umwelt ab. Wie wichtig beispielsweise feste Bezugspersonen für die Persönlichkeitsentwicklung in der (frühen) Kindheit sind, ist inzwischen unbestritten. Die Erfahrungen, die Kinder in den ersten Lebensjahren mit vertrauten Bezugspersonen machen, bestimmen wesentlich die Persönlichkeit und auch, mit welcher Tönung und Qualität die Welt wahrgenommen wird. Erikson (1968) hat dafür den Begriff „Urvertrauen“ eingeführt. Macht das Kind die Erfahrung, dass es geliebt und gewollt, dass es gehalten wird, so sind das gute Bedingungen für ein von Vertrauen geprägtes Verhältnis zur Welt, zu anderen Menschen und auch zu sich selbst. Das Winnicottsche Konzept des „Haltens“ akzentuiert genau diesen Gedanken (vgl. Winnicott 1974). Wie wichtig eine „haltende“ Atmosphäre gerade in frühester Kindheit ist, zeigen die systematischen Untersuchungen von Spitz (1946, 1972, 1973): Er beobachtete in Säuglingsheimen, in denen die Säuglinge gut und korrekt versorgt wurden, die Folgen von unzureichender seelischer Zuwendung. Vor allem das Fehlen einer festen Bezugsperson führte zu starken psychischen und somatischen Beeinträchtigungen und Entwicklungsrückständen.

Die Bedeutung der menschlichen Umwelt soll, auch wenn sich dieses Kapitel schwerpunktmäßig mit der nichtmenschlichen Umwelt befasst, keineswegs bestritten werden. Im Gegenteil: Der Mensch als soziales Wesen kann nur vor dem Hintergrund seiner gemeinsamen Geschichte mit personalen „Objekten“ verstanden werden.

Nun leben die Menschen aber nicht allein auf der Welt. Sie leben vielmehr in einer Welt, in der es weitaus mehr nichtmenschliche „Objekte“ gibt als menschliche. Mehr noch: Der Mensch ist als Teil und Gegenüber der Natur (vgl. Kattmann 1997) untrennbar mit all diesen nichtmenschlichen Objekten verbunden. Während es bezüglich der biologisch-ökologischen Verflochtenheit des Menschen mit der nichtmenschlichen Natur angesichts der ökologischen Krise keine Zweifel mehr geben kann, suggeriert ein zweidimensionales Persönlichkeitsmodell, dass man sich die psychische Genese der menschlichen Persönlichkeit unabhängig von der nichtmenschlichen Umwelt vorstellen könne.

Dabei hat bereits Hellpach – sozusagen als erster Umweltpsychologe – diesen Zusammenhang thematisiert und versucht, eine allgemeine „Geopsychologie“ (Hellpach 1911) zu begründen. Auch Piaget und Inhelder (1980) unterstreichen explizit, dass und wie sehr die seelische Entwicklung von Kindern auch durch die dingliche und räumliche Umgebung, und eben nicht nur von der sozialen Umgebung beeinflusst wird. Von Dürckheim vertritt die Auffassung, dass Selbst- und Welterfahrung auf sehr subtile Weise zusammenhängen und kaum voneinander getrennt betrachtet werden können:

Zwischen dem lebendigen Selbst und seinem Raum besteht ein konkretes Sinnverhältnis; denn das lebendige Selbst und der gelebte Raum stehen zueinander im Verhältnis der Wirklichkeit (v. Dürckheim 1931, S. 473).

Wie sehr das menschliche Leben nur in Korrespondenz mit den Dingen der Umwelt sich vollzieht, unterstreicht auch Heidegger:

Die Frage: Was ist ein Ding? ist die Frage: Wer ist der Mensch? Das bedeutet nicht, daß die Dinge zu einem menschlichen Gemächte werden, sondern heißt umgekehrt: Der Mensch ist als solcher zu begreifen, der immer schon die Dinge überspringt, aber so, daß dieses Überspringen nur möglich ist, indem die Dinge begegnen und so gerade sie selbst bleiben – indem sie uns selbst hinter uns selbst und unsere Oberfläche zurückschicken (Heidegger 1975, S. 2).

Rousseau hat in seinem erziehungsphilosophischen Werk *Emile* betont, dass der Mensch drei Erzieher braucht: die Natur, die Menschen und die Dinge.

Die Natur entwickelt unsere Fähigkeiten und unsere Kräfte; die Menschen lehren uns den Gebrauch dieser Fähigkeiten und Kräfte. Die Dinge aber erziehen uns durch die Erfahrung, die wir mit ihnen machen, und durch die Anschauung (Rousseau 1978, S. 10).

Besonders bedeutsam sind die Dinge im Emileschen System der Erziehung übrigens in der zweiten Phase der Kindheit (bei Rousseau vom 2. bis zum 12. Lebensjahr). In dieser Zeit sollen die Dinge, also die nichtmenschliche Umwelt, bei der Entwicklung des Kindes die Hauptrolle spielen. So formuliert Rousseau (1978, S. 63) als Erziehungsregel: „Haltet das Kind von den Dingen abhängig, und ihr werdet es naturgemäß erziehen.“

Seit den 60er Jahren versucht die Ökologische Psychologie (*environmental psychology*, Umweltpsychologie) der traditionellen „Umweltvergessenheit“ (Kruse 1983, S. 122) ent-

gegenzuwirken. Mit der Ökologischen Psychologie ist das traditionelle zweidimensionale Persönlichkeitsmodell durch die dritte Dimension insofern erweitert, als dass die Wechselwirkung des Menschen auch mit der nichtmenschlichen Umwelt in den Blick gerät. Während die traditionelle Psychologie die Umwelt letztlich für psychische Prozesse als unbedeutend oder jedenfalls als nachgeordnet betrachtet, versucht die Ökologische Psychologie, Person und Umwelt in eine systematische Beziehung zu setzen. Diese Sichtweise lenkt den Blick auch auf die natürliche und dingliche Umwelt des Menschen; Mensch und Umwelt sind also in dieser Perspektive gewissermaßen „Entwicklungspartner“ (Wolf 1995). Zweifellos ist diese neue Perspektive auch ein Effekt der ökologischen Krise, durch die die natürliche und dingliche Umwelt zunehmend gefährdet wird. Dem gedankenlosen Umgang mit der Umwelt entsprach insofern auch eine Umweltvergessenheit in der Psychologie.

Umwelt ist im Rahmen der Ökologischen Psychologie eine Kategorie für die Gesamtheit der relevanten Umgebung des Menschen, wozu Menschen und Dinge gleichermaßen gehören. Es wird davon ausgegangen,

daß der Mensch nicht ein passiver Reizempfänger, auch nicht ein psychologisch autonomes Wesen ist, sondern in einer dialektischen Spannung zu seiner Umgebung steht, mit ihr interagiert, sie formt und von ihr geformt wird (Ittelson et al. 1977, S. 26).

Als ein entscheidender Grundgedanke muss in diesem Zusammenhang herausgestellt werden, dass das Verhältnis von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt, das Verhältnis von Mensch und Natur als ein Interaktionsgefüge, geradezu als eine Beziehung gedacht werden muss, und nicht als ein Verhältnis des mehr oder weniger unverbundenen Gegenüber. Dieser Beziehungsaspekt ist gerade im Hinblick auf die lebendige Natur grundlegend; er ist aber auch bedeutsam bei der unbelebten Natur, beispielsweise bei Landschaften, Gewässern oder Steinen. Interessant, aber hier nicht thematisiert, ist dabei die Beziehung zu technischen Gegenständen (Schwabe 1994, Turkle 1994a). Bei der „Beseelung der Natur“ (Kapitel 4) und auch bei der Beziehung zu Tieren (Kapitel 10) und Pflanzen (Kapitel 12) wird der Beziehungsaspekt jedoch in diesem Buch in ausgesprochener Weise zum Thema gemacht (siehe auch Gebhard 2018a).

Die Beziehung, die wir zu unserer Umwelt haben beziehungsweise entwickeln, ist also entscheidend. Insofern hat das Subjekt sowohl Eigenschaften, die der Umwelt entstammen, als auch solche individueller Art. Ebenso, wie das Individuum auf der einen Seite Bestandteil seiner Umwelt ist (vgl. Ittelson et al. 1977, S. 26f.), gibt es auf der anderen Seite keine materielle Umwelt, die nicht in persönliche und soziale Bezüge eingebettet wäre. Dieses Interaktionsgefüge ist nur mit dem besagten dreidimensionalen Persönlichkeitsmodell beschreibbar (siehe z. B. Hemmati-Weber 1992, Heubach 1987). Der Beziehungsaspekt wird besonders spürbar in Situationen, in denen wir „Atmosphären“ erleben. Bei Naturerlebnissen wird dies ausgesprochen deutlich. Bei Natur- und Landschaftserlebnissen erfahren wir nämlich sowohl uns selbst als auch die Natur. In Atmosphären fließen insofern Subjekt- und Objektanteile zusammen (Gebhard 2005a). Böhme (2014) begreift die

Atmosphäre als ein wesentliches Element der naturästhetischen Erfahrung; darauf wird im Kapitel zur Naturästhetik (Kapitel 6) noch zurückzukommen sein.

Auch in der Aneignungstheorie von Leontjev wird die Gerichtetheit auf die auch nicht-menschliche Umwelt und vor allem die Notwendigkeit, sich mit ihr vertraut zu machen, betont. Der Begriff „Aneignung“ charakterisiert den Prozess der Wechselbeziehung mit der Umwelt und unterstreicht nicht nur, dass die (eben auch dingliche) Umwelt von entscheidender Bedeutung für die „Entwicklung des Psychischen“ (Leontjev 1973) ist, sondern auch, dass die psychische Aneignung eine aktive Tätigkeit ist, wodurch die Außenwelt psychisch repräsentiert wird (vgl. auch Graumann 1990, Jacob 1984, Nohl 1980, S. 26f.). Das Kind „paßt sich seiner Umwelt nicht einfach an, sondern macht sie sich zu eigen, das heißt, es eignet sie sich an“ (Leontjev 1973, S. 233). Dabei ist vor allem der Gedanke, dass erst durch die Aneignungstätigkeit die Objekte der Außenwelt psychisch repräsentiert werden, mit der psychoanalytischen Vorstellung der Entwicklung von Selbst- und Objektrepräsentanzen durchaus vergleichbar. Die Objektrepräsentanzen repräsentieren vor dem Hintergrund des oben angesprochenen Beziehungsaspekts nie nur die Objekte, sondern stets und unentflechtbar damit verbunden die Interaktionen beziehungsweise die Interaktionserfahrungen zu diesen Objekten. Insofern sind die symbolischen Repräsentanzen der äußeren, phänomenalen Welt immer in gewisser Weise „Beziehungsrepräsentanzen“ (Waldvogel 1997) oder „geronnene Interaktionserfahrungen“ (Lorenzer 1983).

Diese Repräsentierung von äußeren Objekten im inneren seelischen Geschehen ist nur als ein aktiver (symbolischer) Konstruktionsprozess zu verstehen, und in diesem Zusammenhang ist der Wahrnehmungsaspekt für die Bedeutung von Umweltelementen – menschlichen wie nicht-menschlichen – zentral wichtig (vgl. Hemmati-Weber 1993). Durch den sinnlichen Wahrnehmungsakt werden äußere Objekte gleichsam zu inneren Objekten. Diese Überführung von Außen nach Innen ist eine symbolische. Die seelischen Objektrepräsentanzen enthalten nicht lediglich das getreue Spiegelbild der äußeren Welt, sondern sind mit symbolischer Bedeutung, in der der besagte Beziehungsaspekt zu den Objekten verdichtet ist, gleichsam aufgeladen und – das ist besonders wichtig – beeinflussen auf diesem Wege auch das eigene Selbst, sind mithin identitätsbildend (Habermas 1996).

Diese in gewisser Weise konstruktivistische Version von Wahrnehmung kommt in dem Begriff der „Empfindung“ treffend zum Ausdruck:

Das Empfinden ist ein sympathisches Erleben. Im Empfinden erleben wir uns in und mit unserer Welt. ... Die Beziehung des Ich auf seine Welt ist im Empfinden eine Weise des Verbunden-Seins, die von dem Gegenüber des Erkennens scharf zu unterscheiden ist (Straus 1956, S. 208).

Die psychische Wirksamkeit von nichtmenschlichen Umweltelementen wird also wesentlich ermöglicht durch die symbolische Repräsentanz unserer Welterfahrung oder besser: Weltbeziehung. Dadurch bekommt die symbolische Valenz der nichtmenschlichen Umwelt – in unserem Zusammenhang der Natur – eine wichtige Rolle. Deshalb werden in Kapitel 2.3 auch einige grundlegende symboltheoretische Überlegungen angestellt. Und auch bei

der Explikation des Naturbegriffs (Kapitel 3) wird der ästhetisch-symbolische Aspekt in den Mittelpunkt gestellt.

2.2 Zur Psychoanalyse der nichtmenschlichen Umwelt

Die Psychoanalyse ist geradezu ein klassisches Beispiel dafür, wie die Genese von Persönlichkeitsstrukturen (und -störungen) nur aus intra- und interpsychischen Prozessen abgeleitet wird, und nicht umsonst fordert Bachelard (1959) eine „Psychoanalyse der Objekte“, die er am Beispiel des Feuers durchdekliniert. In der Objektbeziehungstheorie der Psychoanalyse sind die relevanten „Objekte“, mit denen sich das Kind psychisch auseinandersetzen und die es psychisch repräsentieren muss, immer Menschen (vgl. z. B. Jacobson 1978). Die Psychoanalyse beschäftigt sich theoretisch und auch in ihrer therapeutischen Praxis vorwiegend mit der Analyse menschlicher Interaktionsprozesse und unterliegt damit einer problematischen Einengung, die sie freilich mit den meisten anderen psychologischen Schulen teilt und für die es historische Gründe gibt. Die ökologische Perspektive ist eben – und das nicht nur in der Psychologie – relativ neu.

Auch wenn es derzeit nicht gerade das Hauptparadigma der Psychoanalyse ist, sich mit der Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt zu befassen, sollen in diesem Kapitel einige psychoanalytische Gedanken hierzu entfaltet werden. Die Psychoanalyse könnte nämlich einen wichtigen Beitrag leisten zur Aufklärung der eben auch unbewussten Prozesse des menschlichen Verhältnisses zur Natur beziehungsweise zur nichtmenschlichen Umwelt. Die Umwelt wirkt sich meistens auf einer nicht-bewussten Ebene aus. Erst bei Änderungen der Umwelt wird diese wieder bewusst wahrgenommen, weil neue Anpassungsprozesse nötig werden. Die Ökologische Psychologie beschäftigt sich mit der unbewussten Ebene nur am Rande, was auch daran liegt, dass sich die Psychoanalyse bisher nur wenig eingemischt hat.

Gewissermaßen nebenbei wurde freilich immer wieder im Kontext der Psychoanalyse auf die Bedeutung auch nichtmenschlicher Objekte hingewiesen: So unterschied zum Beispiel Balint (1972) zwischen „Oknophilen“ (Menschen, die beengte Verhältnisse bevorzugen) und „Philobaten“ (Menschen, die gern durch „freundliche Weiten“ schweifen). Mitscherlich (1965, 1971) machte auf die verheerenden psychischen Folgen der „unwirtlichen“ Städte aufmerksam (s. ausführlich Kapitel 5). Ihmzufolge braucht der Mensch „Lebensbedingungen, bei denen genügend dingliche Reize vorhanden sind, die zu (personenbezogenen) Objektbeziehungen herausfordern“ (Mitscherlich 1971, S. 39). Winnicott (1951) entwickelte mit seiner Theorie der Übergangobjekte sogar eine explizite Begrifflichkeit für das Verständnis der Bedeutung auch nichtmenschlicher Gegenstände, wobei diese Gegenstände bei Winnicott letztlich menschliche Objekte symbolisieren (siehe Kapitel 2.4).

Von diesen vereinzelten Hinweisen abgesehen gibt es meines Wissens nur einen einzigen konsistenten psychoanalytischen Ansatz, der die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt für die menschliche Persönlichkeitsentwicklung reflektiert. Es handelt sich dabei um die Arbeit von H. F. Searles (2016), der die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt

in der normalen Entwicklung und in der von Schizophrenen untersucht hat (siehe auch Gebhard 2016b, 2018 a und b). Dieser Ansatz aus den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde nun für die deutschsprachige Diskussion entdeckt und liegt seit einigen Jahren als deutsche Übersetzung vor.

2.2.1 Verbundenheit zwischen Mensch und nichtmenschlicher Umwelt

Searles geht von einer grundlegenden „Verwandtschaft“ (*kinship*) des Menschen mit der nichtmenschlichen Umwelt aus und verweist dabei auf sehr allgemeine Phänomene, die zeigen, dass „der Mensch kein Fremder in seiner nichtmenschlichen Umwelt, sondern mit ihr verwandt ist“ (Searles, 2016, S. 39). Er bezieht sich dabei auf Erkenntnisse aus der Tierpsychologie, der Physiologie, Anatomie, Embryologie, deren Triftigkeit im Einzelnen allerdings nicht immer einleuchtend erscheint. So ist es wohl kaum oder zumindest als ein nur sehr schwacher Hinweis für die erwähnte Verwandtschaft zu verstehen, dass alle lebenden Substanzen aus denselben chemischen Elementen zusammengesetzt sind.

Eine Verwandtschaft besteht Searles zufolge zwischen Mensch und nichtmenschlicher Umwelt bereits vor jeder konkreten psychischen Erfahrung oder Entwicklung. Diese Verwandtschaft konstituiert gewissermaßen den Rahmen, innerhalb dessen psychische Entwicklung einschließlich der Beziehung zu menschlichen Objekten sich vollziehen kann. Die psychische Existenz des Menschen ist insofern eine Funktion seiner nichtmenschlichen Umwelt. Die Hauptthese von Searles lautet,

dass die nichtmenschliche Umwelt keineswegs bedeutungslos für die menschliche Persönlichkeitsentwicklung ist, sondern vielmehr einer der wichtigsten Bestandteile der psychologischen Existenz des Menschen. Ich bin davon überzeugt, dass das menschliche Individuum ein bewusstes oder unbewusstes Gefühl der *Verbundenheit mit seiner nichtmenschlichen Umwelt* hat. Diese Verbundenheit ist ein transzendental wichtiges Moment des menschlichen Lebens, das – wie andere wichtige Umstände der menschlichen Existenz – eine Quelle für ambivalente Gefühle ist. Darüber hinaus setzt man, wenn man deren Bedeutung für sich zu ignorieren versucht, seine psychische Gesundheit aufs Spiel (Searles 2016, S. 39).

Während des weitaus größten Teils seiner Geschichte war für den Menschen diese Verwandtschaft mit der nichtmenschlichen Umwelt selbstverständlich: Animistische Weltauffassungen gehen ja geradezu von einer entsprechenden Isomorphie von Mensch und Natur aus (vgl. Kapitel 4). Durch die christliche Religion und vor allem durch die Entwicklung der Naturwissenschaften ist dieser Zusammenhang jedoch überdeckt worden, was nicht nur zu einer Abwertung animistisch–anthropomorphen Denkens geführt hat, sondern auch zu einer Vernachlässigung der nichtmenschlichen Umwelt.

Searles verweist auch auf die Bedeutung von nichtmenschlichen Umweltelementen für die psychische Gesundheit, ein Phänomen, das in therapeutischen Zusammenhängen längst zum Beispiel im Rahmen von Beschäftigungstherapien genutzt wird, ohne dass freilich die psychoanalytische Theorie dafür eine Begründung liefern könnte. Das gilt übrigens

ebenso für die Arbeit mit kreativen Medien oder für die Bedeutsamkeit einer ansprechenden Naturumgebung eines Krankenhauses (vgl. Blume 1989, Schwertl 1989, Ulrich 1985).

Auch im alltäglichen Leben spielen nichtmenschliche Umweltelemente eine so offensichtliche Rolle, dass es in der Tat erstaunlich ist, dass die Psychoanalyse ihr Verstehensmodell nur oder vorwiegend auf die Analyse intra- und interpsychischer Prozesse gerichtet hat. Beispiele hierfür sind: Gartenpflege, die Liebe zu vertrauten Orten in der Natur, Sport, Haustiere, Zoobesuche, Freude an Landschaften. Searles verweist weiter darauf, wie häufig nichtmenschliche Umweltelemente in der Kunst, der Poesie, in der Sprache der romantischen Liebe und vor allem – für die Psychoanalyse höchst bedeutsam – in Träumen vorkommen. Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Hinweise, die die Relevanz der nichtmenschlichen Umwelt für die Persönlichkeitsentwicklung unterstreichen und die Aufforderung an die Psychoanalyse enthalten, ihr Theoriegebäude um diese Dimension zu erweitern, unternimmt Searles eben diesen Versuch: Er entwirft eine (neue) psychoanalytische Entwicklungslehre, die auf der Grundlage klassischer psychoanalytischer Theorieelemente (vor allem der Objektbeziehungs- und der Narzissmustheorie) reflektiert, welchen Einfluss die nichtmenschliche Umwelt auf die seelische Entwicklung hat.

In *Das Unbehagen in der Kultur*, einem seiner glänzendsten Essays, hält Freud zum Verhältnis von Ich und Welt folgende für unseren Zusammenhang grundlegende Gedanken fest:

(Das) Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt. [...] Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab. Unser heutiges Ichgefühl ist also nur ein eingeschumpfter Rest eines weit umfassenderen, ja – eines allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit des Ichs mit der Umwelt entsprach (Freud 1930, S. 424f.).

Dieses Gefühl der gleichsam allumfassenden Verbundenheit mit der Umwelt nennt Freud „ozeanisch“. In der ganz frühen Entwicklung des Kindes gibt es in der traditionellen psychoanalytischen Entwicklungslehre eine Phase, in der das Kind noch nicht zwischen dem „Selbst“ und den äußeren Objekten unterscheiden kann. Dieser Auffassung zufolge kann das Kind nicht zwischen Innen und Außen, Ich und Du, Subjekt und Objekt differenzieren, vielmehr muss man sich das subjektive Erleben als eine Fusion zwischen den genannten Faktoren vorstellen. Es handelt sich dabei um die frühkindliche primär-narzisstische Position, bei der das Kind sich verbunden fühlt mit den äußeren Objekten, womit freilich in dieser theoretischen Version nur menschliche Objekte gemeint sind. Spitz (1972) hat diesen Zustand des Neugeborenen „objektlose Stufe“ genannt und meint damit die Tendenz, im subjektiven Erleben mit den wichtigen menschlichen Objekten, in der Regel der Mutter, zu verschmelzen. Ein entscheidender Schritt ist in diesem Zusammenhang die Auflösung der symbiotischen Verschmelzung mit den primären Objekten, nämlich die Erfahrung und die Verarbeitung der realen Getrenntheit (von der Mutter). Damit ist die primäre Einheit aufgehoben: Das Selbst und die Welt der Objekte sind getrennt und finden psychisch ihren Niederschlag in Selbst- und Objektrepräsentanzen.

Es muss an dieser Stelle nicht ausführlich auf die einzelnen Merkmale dieser symbiotischen Phase eingegangen werden, zumal es eine Fülle von Literatur zu diesem Thema gibt (z. B. Mahler et al. 1978). Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass inzwischen Zweifel an der Existenz einer solchen primären symbiotischen oder gar autistischen Phase (wie sie zum Beispiel von Mahler beschrieben wurde) geäußert werden (vgl. Stern 1998). Konkrete Säuglingsbeobachtungen (Zusammenfassung bei Dornes 1993, 2000) zeigen, dass Kinder von Anfang an auf die „Objekte“ der Welt ausgerichtet sind, ohne jemals vollständig mit ihnen verschmolzen gewesen zu sein (vgl. auch Lichtenberg 1991). Zu erinnern ist in diesem Kontext auch an die Antriebslehre von Schultz-Henke (1951), demzufolge die sogenannte „Intentionalität“ die ontogenetisch früheste Äußerungsform menschlicher Triebhaftigkeit ist. Zusätzlich interessant ist noch, dass der „intentionale Antrieb“ im System von Schultz-Henke sowohl Menschen als auch Dingen gilt. Nach Stern sind bereits Säuglinge durchaus auf die wirkliche äußere Realität ausgerichtet und eine Verschmelzung von Subjekt und Objekt gibt es demzufolge nicht. Er bescheinigt ihnen sogar eine ausgezeichnete Realitätsprüfung (Stern 1998) – eine Fähigkeit, die vor dem Hintergrund der Annahme einer Fusion von Ich und Welt eigentlich nicht möglich wäre. Der Zustand eines reinen primären Narzissmus ist insofern ein theoretisches Konstrukt, das sich in der Wirklichkeit zumindest nicht beobachten lässt.

Searles behauptet nun (im Anschluss an Piaget), dass die ursprüngliche – man müsste jetzt wohl hinzusetzen: relative – Einheit im subjektiven Erleben des Kindes nicht nur die primären Bezugspersonen betrifft, sondern eben alle Objekte, die nichtmenschliche Umwelt genauso wie die menschliche Umwelt. Das klingt in den grundlegenden Studien von Spitz bereits an:

Auf dieser Stufe kann das Neugeborene ein „Ding“ nicht von einem anderen unterscheiden; es kann ein (äußeres) Ding nicht von seinem eigenen Körper unterscheiden und es erlebt die Umgebung nicht als etwas, was von ihm getrennt ist (Spitz 1972, S. 54).

Die psychische Leistung, zwischen sich selbst und der nichtmenschlichen Umwelt zu differenzieren, ist nun Searles zufolge als ein entscheidender Entwicklungsschritt anzusehen, ähnlich wie die Lösung aus der symbiotischen Mutterbeziehung.

In dieser entscheidenden Phase entdeckt der Säugling nicht nur den Unterschied zwischen sich und den Menschen um ihn herum, sondern auch den zwischen sich und seiner nichtmenschlichen Umwelt. Bevor er diesen Grad psychischer Strukturbildung erreicht, erlebt er sich nicht nur eins mit seiner Mutter, sondern auch eins mit der Welt, in der er lebt – soweit sie zu seinem Gesichtskreis gehört (Searles, 2016, S. 57).

Das Neue an diesem Gedankengang ist in der Tat grundlegend. Wenn es richtig ist, dass die Erfahrung, die das kleine Kind mit den primären Objekten macht, wesentlich die spätere Persönlichkeit, das Lebensgefühl, das Urvertrauen (oder wie immer man es nennen mag) bestimmt, dann wird eben dieses Lebensgefühl auch von der Art und Qualität der nichtmenschlichen Umwelt geprägt sein. Im Anfang ist unsere Heimat, sagt Winnicott

(1990), und damit ist sehr treffend der hier gemeinte Zusammenhang verdichtet. Dieses basale Heimatgefühl konstituiert sich aus der Erfahrung der gelungenen und als befriedigend erlebten Beziehung zu den primären Objekten: Das sind Menschen, Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Häuser, Landschaften, Steine usw. Es gibt auch den Wunsch, in eben diese Heimat zurückzukehren. In Bezug auf menschliche Objekte kennen wir das zum Beispiel aus Momenten der Verliebtheit; in Bezug auf nichtmenschliche Objekte kennen wir es beispielsweise aus intensiven Formen des Landschafts- und Naturerlebens. Es bleibt eine lebenslange psychische Aufgabe, zwischen dem Selbst und der Welt der Objekte zu unterscheiden (vgl. Winnicott 1951, S. 23f.). So betont Searles,

dass der Mensch ein Leben lang darum bemüht ist, sich nicht nur von seiner menschlichen Umwelt, sondern auch von seiner nichtmenschlichen Umwelt zunehmend klarer zu unterscheiden, und gleichzeitig, indem er diese Differenzierung erreicht, eine bedeutungsvolle Beziehung sowohl zu dieser Umwelt als auch zu seinen Mitmenschen zu erhalten und neu zu entwickeln (Searles, 2016, S. 57f.).

Neben psychoanalytisch orientierten Autoren – Freud, Klein, Fairbairn, Balint, Mahler, Hartmann – bezieht sich der Ansatz von Searles auch auf die Entwicklungspsychologie von Piaget und die von Werner (1959), die beide eher den kognitiven Aspekt der Entwicklung betonen. Auch in der Entwicklungspsychologie von Werner wird eine frühkindliche Phase der Einheit mit der jeweils umgebenden nichtmenschlichen Umwelt angenommen („Synkretismus“). Diese Stellung in der Welt hat zur Folge, dass die Dinge der äußeren Welt „physiognomisch“ wahrgenommen beziehungsweise interpretiert werden. Bei Piaget werden diese Phänomene ähnlich beschrieben, allerdings mit dem Begriff Egozentrismus bezeichnet. Die „physiognomische Weltschau“ ist nach Werner ursprünglich gegeben.

[...] und zwar ist sie dies nicht etwa kraft einer anthropomorphen Beseelung der Natur, kraft eines durch Analogie vom Menschen auf die tote Umwelt übertragenen Lebenscharakters, sondern deshalb, weil die physiognomische Schau die eigentlich ursprüngliche Betrachtungsweise überhaupt ist, in der sich eine Scheidung zwischen toter und lebendiger Umwelt noch gar nicht vollzogen hat (Werner 1959, S. 45f.).

Ein wichtiger Effekt der subjektiv empfundenen Einheit von Ich und Welt – um wieder auf die Begrifflichkeit von Searles zurückzukommen – ist, dass die Dinge der äußeren Welt im Lichte der emotionalen Bedürfnisse des Kindes gesehen (*Egomorphismus*) und entsprechend animistisch beziehungsweise anthropomorph interpretiert werden. Der von Werner so genannte Synkretismus wird uns im Kapitel über animistisches und anthropomorphes Denken bei Kindern wieder beschäftigen (siehe Kapitel 4); er ist nämlich ein Zug im kindlichen Denken und Fühlen, der gerade im Hinblick auf die lebendige Natur, vor allem in Bezug auf Tiere, doch auch, wie zu zeigen sein wird, in Bezug auf Pflanzen besonders auffällig ist.

Der kindliche Synkretismus oder Animismus ist also ein Phänomen, das im Zusammenhang damit gesehen und verstanden werden muss, dass das kleine Kind noch nicht

zwischen sich selbst und der Umgebung klar unterscheiden kann. Diese relative Einheit wird durch kognitive und affektive Lernprozesse, durch Erfahrung mit der äußeren Realität zunehmend aufgehoben, wobei es allerdings (nach Searles) keine charakteristischen Phasen gibt, sondern eben eine zunehmende Differenzierung, an deren Ende die relativ (!) sichere Erkenntnis steht, dass man eine Identität als individueller Mensch im Unterschied zu anderen Menschen, Tieren, Pflanzen und unbelebten Gegenständen hat. Die Realität der Außenwelt als eigene Realität zu begreifen, ist also das Ergebnis dieser Differenzierung – ein Vorgang, der in seiner psychischen Tragweite gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. So bezeichnet es Erikson (1988, S. 121) auch als mehr oder weniger überraschend, dass Menschen die Gegebenheiten der Außenwelt erkennen und sie sogar in einen Zusammenhang bringen können. Albert Einstein bemerkte in einem ganz anderen Zusammenhang, ein körperliches Objekt zu begreifen bedeute, ihm eine reale Existenz zuzuschreiben. „Die Tatsache, daß die Welt der Sinneserfahrungen begreiflich ist, ist ein Wunder“ (Einstein 1954, zitiert nach Erikson 1988, S. 121).

2.2.2 Differenzierung und das Bedürfnis nach „Objekten“

Der Ausgangspunkt besteht also

... in einem Entwicklungsstadium, in dem das Kind noch nicht zwischen sich selbst und seiner Umwelt unterscheidet. Wenn der Säugling also für eine gewisse Zeit nicht in der Lage ist, sich von seiner menschlichen Umwelt zu unterscheiden und auch nicht in der Lage ist, ... in der Außenwelt Belebtes von Unbelebtem zu unterscheiden, ist er vermutlich – zumindest für einige Zeit nach der Geburt – gleichermaßen unfähig, sich von der ihn umgebenden nichtmenschlichen (unbelebten, pflanzlichen, tierischen) Umwelt zu unterscheiden, kann sich also nicht als etwas Lebendiges und nicht als etwas Lebloses, nicht als ein menschliches Wesen und nicht als eine Pflanze oder ein Tier erfahren (Searles 2016, S. 62).

Wie lange dieser Anfangszustand andauert, ist natürlich eine schwierige Frage. Die Angaben schwanken zwischen dem 2. und dem 5. Monat. Ich halte es auch für nicht unwahrscheinlich – vor allem angesichts der psychoanalytisch orientierten systematischen Säuglingsbeobachtungen (Stern 1998) –, dass die angenommene Einheit eben nur der Ausgangspunkt ist und dass die Differenzierung eigentlich mit der ersten Erfahrung mit der Welt beginnt – und das ist der erste Lebenstag. Die Forschungen von Lichtenberg (1991) legen die Annahme nahe, dass es bereits in den ersten Lebensmonaten sowohl Gemeinsamkeits- als auch Getrenntheitserlebnisse gibt. So müssen auch traditionelle Annahmen über eine sogenannte Reizschranke bei Neugeborenen als überholt bezeichnet werden (vgl. Esman 1991). Angesichts vielfältiger empirischer Befunde ist vielmehr anzunehmen, dass „das Neugeborene aktiv ist und versucht, sein Ausgesetztsein an informative Aspekte seiner visuellen Welt zu optimieren“ (Emde/Robinson 1979, S. 86). Insofern verlangen Säuglinge geradezu nach äußeren Reizen und entsprechenden Objekten. Der Hunger nach Objekten (und zwar menschlichen und nichtmenschlichen) führt zumindest sehr früh

dazu, sich den Gegenständen der äußeren Welt zuzuwenden (vgl. Eagle 1988, S.245f.). Nur ist eben diese frühe Differenzierung eine noch sehr unsichere. Der Prozess, Innen und Außen auseinanderzuhalten, beginnt also offenbar sehr früh und ist darüber hinaus auch eine lebenslange Aufgabe. So gibt es auch bei Erwachsenen noch „Rückfälle“, die Freud als ozeanisches Gefühl bezeichnet hat. Solche Zustände kennen wir aus Träumen, bisweilen auch bei Naturerlebnissen. Der Ausgangspunkt der subjektiv empfundenen Verbundenheit – von Einheit kann man wohl angesichts der Forschungsbefunde nicht mehr sprechen – mit den Dingen wirkt also (unbewusst) ein Leben lang fort, auch wenn die Menschen in ihrem Bewusstsein längst ein differenzierendes Weltbild erlangt haben. Auch ältere Kinder und Erwachsene sind auf diese Weise mit der nichtmenschlichen Umwelt affektiv verbunden.

Auf der Ebene unbewusster Konzeptualisierungen bleibt die subjektive Einheit mit diesem Ausschnitt der Umwelt noch lange bestehen, obwohl auf einer bewussten Wahrnehmungsebene eine Differenzierung längst möglich ist (Searles 2016, S. 63).

Da diese Differenzierung nicht nur eine affektive, sondern auch eine kognitive Aufgabe ist, setzt Searles diese Entwicklung zu fortschreitender Differenzierung in Beziehung zur kognitiven Psychologie von Piaget. Danach vollzieht sich die Differenzierung in der frühen Kindheit vor allem auf der sensomotorischen Ebene. In der späteren Kindheit findet sie mittels innerer Repräsentanzen auf einer sprachlichen Ebene statt, und in der Adoleszenz vollzieht sie sich auf der Ebene formalen Denkens. Piaget entwickelt dabei einen Objektbegriff, der ausdrücklich und geradezu vor allem die nichtmenschliche Umwelt meint. Das „Objekt“ wird dabei als ein System von Wahrnehmungsbildern begriffen. Piaget (1978, S. 188) nimmt an, „daß das kindliche Denken von der Idee eines universellen Lebens als einer primären Idee ausgeht“. Die äußere Welt bildet aus der Sicht des Kindes insofern ein „Lebenskontinuum, in dem alle Körper mehr oder weniger Aktivität und Einsicht aufweisen“ (Piaget 1978, S. 190).

Die subjektiv empfundene Verbundenheit mit den Dingen kann auch Quelle verschiedener und zum Teil archaischer Ängste sein – ein Umstand, der die Regression in eben diesen Zustand nicht nur als ein ozeanisches Gefühl erscheinen lässt. Searles meint sogar, dass die potentielle Aktivierung solcher Ängste für (psychoanalytische) Forscher und Forscherinnen das Haupthindernis darstelle, sich überhaupt systematisch mit der Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt zu befassen. Außerdem – und das ist sicherlich für eine Pädagogik, die die nichtmenschliche Umwelt mitreflektiert, außerordentlich interessant – ist die nichtmenschliche Umwelt nicht immer von der Art, dass sie die seelische Entwicklung fördert. Das wirft die Frage auf, welcher Art und Qualität die nichtmenschliche Umwelt zu sein hat, damit sie im Sinne von Winnicott eine haltende ist. Die Zerstörung der Umwelt oder das Fehlen von haltenden Umweltelementen – Bedingungen, unter denen viele Kinder aufwachsen – wird insofern sicherlich auch die seelische Entwicklung beeinflussen (siehe ausführlich hierzu Kapitel 5 und 14).

Kehren wir aber zunächst zurück zur fortschreitenden Differenzierung von Ich und Welt. Searles schließt sich der nicht ganz unproblematischen Annahme an, dass sich in der menschlichen Ontogenese seine Phylogenese wiederhole. Er bezieht hier explizit auch die Entwicklung des Ichs ein und schreibt:

Die Ichentwicklung des gesunden menschlichen Individuums rekapituliert die Phylogenese der menschlichen Rasse – sie rekapituliert also die Entwicklungsgeschichte, ihre geschichtlichen Anfänge in einer unorganischen Welt und durchläuft die Phase des Auftauchens der ersten elementaren lebendigen Materie und der sukzessiv höheren Lebensformen bis zum triumphalen Auftauchen der menschlichen Form des tierischen Lebens auf diesem Planeten (Searles 2016, S. 65).

Diese Aufzählung ist deshalb für unseren Zusammenhang interessant, weil Searles daraus explizit einige Zustände als charakteristisch für die Entwicklung des menschlichen Ichs heraushebt: Die ersten Rudimente des menschlichen Ichs entsprechen danach dem völlig anorganischen, leblosen Zustand. Dann folgt eine Phase, in der sich das Ich zwar als belebt (im Unterschied zu lebloser Materie), aber noch nicht als menschlich erlebt. Erst später kommt dann das Bewusstsein seiner selbst als ein lebendiges, individuelles menschliches Wesen. Vor diesem Hintergrund bezeichnet Searles die zeitweilige Rückkehr zu ontogenetischen Stufen, in denen die subjektiv erlebte Einheit noch dominanter war als im erwachsenen Leben, als „phylogenetische Regression“.

Als Stütze für die Annahme, dass Menschen in ihrer individuellen Entwicklung auch psychisch phylogenetisch frühere Stufen durchlaufen, führt Searles einige mythologische Beispiele aus Griechenland, Mexiko und totemistischen indianischen Kulturen an. Es zeigt sich dabei, dass in vielen Mythen die Grenze von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt fließend war: Menschen konnten in Steine, Bäume oder Tiere verwandelt werden und umgekehrt. Inwieweit die frühen Mythen der Menschheitsgeschichte freilich auch Aufschluss geben über die frühen Entwicklungsstufen des Ichs, mag hier offenbleiben. Immerhin fällt jedoch die relative Austauschbarkeit oder jedenfalls Unabgegrenztheit von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt in vielen mythischen Überlieferungen auf. Ein Beispiel hierfür ist der griechische Mythos von Deukalion und Pyrrha, bei dem in der Tat aus anorganischer Materie – aus Steinen – Menschen entstehen. Das Ende dieses Mythos sei in der Erzählweise von Gustav Schwab zitiert:

Da ereignete sich ein großes Wunder: das Gestein begann seine Härtigkeit und Spröde abzugeben, wurde geschmeidig, wuchs, gewann eine Gestalt; menschliche Formen traten an ihm hervor. [...] Was jedoch an den Steinen Feuchtes oder Erdiges war, das wurde zu Fleisch an dem Körper; das Unbeugsame, Feste ward in Knochen verwandelt; das Geäder in den Steinen blieb Geäder. [...] Diesen seinen Ursprung verleugnet das menschliche Geschlecht nicht, es ist ein hartes Geschlecht und tauglich zur Arbeit. Jeden Augenblick erinnert es daran, aus welchem Stamm es erwachsen ist (Schwab 1837, S. 17).

Trevett (1957) begreift Schöpfungsmythen weniger als jeweils historisch entstandene Annahmen über die Welt- und Menschentstehung, sondern eher als (symbolischen) Ausdruck

der ersten (ontogenetischen) Schritte der Ich-Entwicklung und auch der Entwicklung der Bewusstheit hinsichtlich der umgebenden Welt. In einem Vergleich verschiedenster Schöpfungsmythen kommt Trevett zu ähnlichen Aussagen wie Searles: Das Kind erfahre sich zunächst (als erste Differenzierung) als lebendig und dadurch von allen unbelebten Dingen der Umgebung als unterschieden; die Differenzierung schreite dann fort, indem sich das Kind als Mensch erfahre und sich somit von anderen Lebensformen unterscheide; die letzte Stufe der Differenzierung ist dann das Bewusstsein eines lebendigen menschlichen Individuums, das sich von anderen Menschen, insbesondere von der Mutter unterscheidet.

Nicht nur anhand archaischer Mythen lassen sich solche Feststellungen treffen, auch ein Blick in viele Kindermärchen ergibt ein ähnliches Bild. Menschen können sich in Tiere verwandeln und umgekehrt; der Unterschied zwischen tot und lebendig ist fließend und umkehrbar (siehe Kapitel 13); leblose Puppen (zum Beispiel Pinocchio) können zu Menschen werden.

Ein weiteres Argument für die psychische Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt sind die Träume. In Träumen kommen nichtmenschliche Elemente weit häufiger vor als menschliche: Gegenstände, Landschaften, Häuser, Tiere, Pflanzen usw. Auch wenn diese Elemente natürlich verstanden werden können als Symbole oder Projektionen menschlicher Gefühle oder Gedanken, zeigt doch die Häufigkeit von nichtmenschlichen Elementen die Bedeutung, die die nichtmenschliche Umwelt zumindest im Unbewussten hat. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine vergleichende Analyse von 800 Träumen (Boss 1958), die die nichtmenschlichen Traumelemente (unbelebte Objekte, verschiedene Pflanzen, Tiere, Landschaften) im Einzelnen und vor allem in ihrer Sukzession im Verlaufe einer psychoanalytischen Behandlung zum Gegenstand hat. Während der Träumer, dessen Träume Boss untersucht hat, zu Beginn der Analyse überwiegend von unbelebten Gegenständen träumte, waren die Traumelemente später auch Pflanzen und Tiere, schließlich gegen Ende der Analyse auch menschliche Objekte. Insgesamt ist diese Studie als eine bemerkenswerte Stütze für die These von der phylogenetischen Regression zu betrachten.

Interessant sind auch Isolationsexperimente, bei denen Versuchspersonen von allen Umweltstimuli ferngehalten wurden, und zwar von menschlichen und nichtmenschlichen. Dabei ist auffällig, wie schnell die Versuchspersonen angesichts des Fehlens vor allem der nichtmenschlichen Umwelt dekompensieren. Jedenfalls scheint im Vergleich zu Menschen, die beispielsweise schiffsbrüchig wurden und insofern menschliche Objekte sehr lange entbehrten, das Fehlen gegenständlicher beziehungsweise nichtmenschlicher Umwelt eher noch verheerendere Auswirkungen auf die menschliche Psyche zu haben. In diesem Zusammenhang ist die ichpsychologische Position interessant, dass es zum Aufbau von Ichstrukturen eine Stimulusnahrung geben und dass diese eben auch nichtmenschlicher Natur sein müsse. Rapaport (1958) zeigte, dass das sich entwickelnde Ich neben kontinuierlichen Bezugspersonen auch der gegenständlichen Reiznahrung bedarf, wobei er von systematischen Beobachtungen berichtet, wonach Ichfunktionen durch sensorische Deprivation außer Kraft gesetzt wurden (vgl. Bexton et al. 1954).

Der Ursprung der psychischen Entwicklung wird also von Searles als eine subjektiv erlebte Einheit auch mit den Dingen der Welt aufgefasst, aus der sich die Menschen gewissermaßen

befreien, indem Ich und Welt zunehmend getrennt werden. Diese Unterscheidung macht es möglich, sich in der Welt zielgerichtet auf spezifisch menschliche Weise (nämlich als ein Gegenüber der Natur) zu verhalten. So ist die charakteristische dialektische Doppelstellung des Menschen als Teil und Gegenüber der Natur auch psychisch – und zwar von Anfang an – wirksam: So sehr die potentielle Verbundenheit mit den Objekten auch als ozeanisch oder paradiesisch erscheinen oder auch verklärt werden mag, die Differenzierung und Separation gehört von Anfang an zu den Bedingungen der psychischen Entwicklung (Stern 1998). Jedoch gilt angesichts der angesprochenen Dialektik im selben Maße auch die Komplementäraussage: So sehr das Kind und auch der Erwachsene sich die Welt der Objekte gegenüberstellt, er bleibt doch auch immer mit ihnen verbunden; es bleibt, wie Searles es formuliert, eine grundlegende Verwandtschaft mit den Dingen bestehen. So kommt es, dass

in unserer Kultur der gesunde Erwachsene nicht völlig losgelöst von seinem Auto, seinem Zuhause, seiner Kleidung und all dem anderen materiellen Besitz betrachtet werden kann und auch nicht ohne seine besonderen Fertigkeiten im Umgang mit seiner nichtmenschlichen Umwelt (sei es in seiner täglichen Arbeit oder bei seinen Hobbys), auch nicht ohne seine Haustiere usw. Es ist jedem, denke ich, klar, dass all diese Dinge in unserer Kultur in einem realen Sinne Bestandteile einer individuellen Persönlichkeit sind (Searles 2016, S. 75).

Wie bereits angedeutet, stützt Searles seine Ausführungen auf Material, das er bei der Behandlung von Psychotikern gewonnen hat. Bei ihnen lassen sich nämlich die phylogenetischen Regressionen bis zur Stufe von lebloser Materie beobachten. Jedoch gibt es diese Regressionen nicht nur bei Psychotikern. Die ursprüngliche seelische Verbundenheit mit der nichtmenschlichen Umwelt macht sich auch bei normalen Menschen zum Beispiel in folgenden Gefühlen, Phantasien, Träumen oder Ängsten bemerkbar:

- Das Gefühl, dass bestimmte Elemente der nichtmenschlichen Umgebung als Teil des eigenen Selbst behandelt werden.
- Die Überzeugung, dass einem tierischen oder auch unbelebten Objekt mehr Aufmerksamkeit und Liebe geschenkt wird als einem selbst.
- Die Angst, nicht menschlich zu sein, und die Angst, als solches erlappt zu werden.
- Der Wunsch, nichtmenschlich zu werden.
- Die Erfahrung, einen anderen Menschen zu behandeln, als wäre er ein Tier oder ein unbelebtes Ding.

Es ist sehr wichtig zu betonen, dass solche Gefühle, solche „phylogenetischen Regressionen“ keineswegs pathologisch sind. Im Gegenteil: Wenn sie nicht fixiert sind, entlasten sie geradezu das Individuum von der Anstrengung, ständig Ich und Welt getrennt halten zu müssen. Solche temporären Zustände können insofern auch eine emotionale Erholung vom interpersonellen Leben sein. Dass die Zuwendung zur nichtmenschlichen Umwelt einen solchen erholsamen Effekt hat, wird – ohne Bezugnahme auf derartige Überlegungen – sicherlich bei der Konzeption von Erholungsgebieten oder Kurregionen genutzt. Auf

diesen Aspekt der Umwelt als Quelle des Wohlbefindens, geradezu der Gesundheit, wird im Hinblick auf die Natur in Kapitel 7 noch genauer eingegangen.

Winnicott übrigens meint, dass auch die Übergangsobjekte (z. B. Teddybären, Bettzipfel, Haustiere) u. a. eben diese erholsame Funktion haben (siehe ausführlich Kapitel 2.4). Der Bereich der Übergangsobjekte, der ja theoretisch von Winnicott ganz bewusst in einem tertiären, paradoxen Bereich zwischen innerer und äußerer Realität angesiedelt ist, ist nämlich eine Sphäre, „in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten“ (Winnicott 1951, S. 11).

2.2.3 Die Situation bei Erwachsenen

Für unseren Zusammenhang würde es ausreichen, die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt für die kindliche Entwicklung zu bedenken. Searles bezieht jedoch darüber hinausgehend auch noch die Verhältnisse bei Erwachsenen und vor allem bei psychotischen Patienten mit ein, wobei er reichhaltiges Fallmaterial vorlegt. Der Vollständigkeit halber seien diese Befunde kurz zusammengefasst:

Die nichtmenschliche Umwelt bietet auch dem Erwachsenen eine zentrale emotionale Orientierung, eine feste Insel angesichts der ständig wechselnden Umstände des täglichen Lebens. Das Gefühl der „Verwandtheit“ mit der nichtmenschlichen Umwelt ermöglicht eine zentrale emotionale Orientierung; es nährt sich aus der als Kind empfundenen Einheit zwischen Mensch und allen Elementen der nichtmenschlichen Umwelt und es umfasst und ermöglicht darüber hinaus geradezu ein Gefühl für die eigene menschliche Individualität. Auch wenn wir mit der Umwelt über das Gefühl der Verwandtheit verbunden sind, so gibt es doch ein klares Gespür dafür, dass wir nicht eins sind mit ihr. Der Mensch weiß, dass er unwiderruflich und irreversibel eben ein Mensch ist und insofern auch der nichtmenschlichen Umwelt gegenüber steht. So ist das Gefühl der Verwandtheit nicht zu verwechseln mit irgendeiner mystischen Erfahrung. Im Gegenteil: Die reife Form der Beziehung zur nichtmenschlichen Umwelt, das Gefühl der Verwandtheit, setzt die beschriebene Differenzierung, die Getrenntheit voraus. In dem Gefühl der Verwandtheit, das eben die Trennung notwendig voraussetzt, fühlt der Mensch sehr wohl eine reale und auch enge Verwandtschaft mit den Dingen und mit der Natur, verliert dabei jedoch nicht das Bewusstsein seiner eigenen menschlichen Identität.

So findet – darauf ist bereits hingewiesen worden – die Doppelstellung des Menschen in der Welt als Teil und Gegenüber der Natur eine psychische Entsprechung, die freilich ständig aufrechterhalten werden muss, was ein anstrengendes Geschäft ist und einen grundlegenden Konflikt in sich birgt:

[...] das Gefühl eines inneren Konflikts, weil der Mensch sich bewusst ist, ein Teil der Natur und gleichzeitig anders als die übrige nichtmenschliche Natur zu sein; und die beiden Hauptbestandteile dieses inneren Konflikts – die Sehnsucht, vollständig eins zu werden mit seiner

nichtmenschlichen Umwelt, und die im Kontrast dazu stehende Angst, falls diese Situation einträte und er damit sein einzigartiges Menschsein einbüßte.

Es scheint unvermeidlich, dass der Mensch – selbst der reife Erwachsene – seiner nichtmenschlichen Umwelt unterschiedliche und konflikthafte Gefühle entgegenbringt, da die Position der Menschheit gegenüber dieser Umwelt – angeboren – konflikthaft ist. Das Fundament des Menschen ist die Natur, doch er ist unüberbrückbar anders (Searles 2016, S. 104).

Wenn auch auf diese Weise die Stellung des Menschen im Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt prinzipiell konfliktreich ist, so gibt es doch eine Reihe von psychologischen Gewinnen, die aus einer reichen und nahen Beziehung zur nichtmenschlichen Umwelt erwachsen, wobei Searles vor allem die Beziehung zur lebendigen Natur heraushebt:

1. Die Linderung von verschiedenen schmerzhaften und angstbesetzten Gefühlszuständen.
2. Die Förderung der Selbstverwirklichung.
3. Vertiefung des Realitätsgefühls.
4. Unterstützung der Wertschätzung und positiven Einstellung zu den Mitmenschen.

Die Möglichkeit der Linderung angstbesetzter Gefühle hängt damit zusammen, dass die erwähnte Verwandtheit dazu beitragen kann, die existentielle Einsamkeit des Menschen im Universum zu ertragen.

Die Möglichkeit der Linderung angstbesetzter Gefühle hängt damit zusammen, dass das Gefühl der Verbundenheit mit der nichtmenschlichen Umwelt dazu beitragen kann, die existenzielle Einsamkeit des Menschen im Universum zu ertragen.

Die Einsamkeit dessen, der weiß, dass er sich seiner selbst bewusst und ein vernunftbegabtes Wesen ist, das immer außerhalb der übrigen Natur stehen wird. Darüber hinaus mildert es seine Angst vor dem Tod. Es verhilft ihm auch zu einer gewissen Ruhe, einem Gefühl der Stabilität, Kontinuität und Sicherheit. Schließlich wirkt es auf die gleiche Weise Gefühlen von Wert- und Bedeutungslosigkeit entgegen (Searles 2016, S. 116).

Der Sinn für die Verbundenheit – die tätige Aktivität in der Umwelt einschließt – kann für das Subjekt sowohl das Gefühl für die umgebende Realität als auch die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zumindest unterstützen. „Es verhilft ihm zu einem tieferen Gefühl für die eigene Identität und Individualität, es hilft ihm bei der Entwicklung seiner kreativen Fähigkeiten, und es hilft ihm, seine Fähigkeiten, aber auch deren Grenzen, deutlicher zu erkennen“ (Searles 2016, S. 120).

Searles beschäftigt sich im eigentlichen Hauptteil seines Buches mit dem Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt bei neurotischen und vor allem psychotischen Patientinnen und Patienten und präsentiert dabei sehr vielfältiges Fallmaterial, das allerdings in unserem Zusammenhang nicht so sehr interessiert. Zusammengefasst lässt sich das pathologische Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt folgendermaßen charakterisieren: Vor allem psychotische Menschen tendieren dazu, auf eine sehr frühe Stufe der Selbst–Umwelt–Beziehung zu regredieren, auf der noch keine klare Trennung zwischen Selbst und nichtmensch-